

Biogr. er. D

1551,479



# Zur Erinnerung

..... an .....

**D. Benno Bruno Brückner**

..... und .....

**D. Ewald Friedrich Hoffmann,**

die beiden ersten Direktoren  
des Predigerkollegiums zu St. Pauli in Leipzig.

Von

**Kirchenrat Dr. Schmidt** in Leipzig

und

**Oberkirchenrat Fischer** in Blasewitz

.....  
.....



..... Dresden=A. 1913. ....

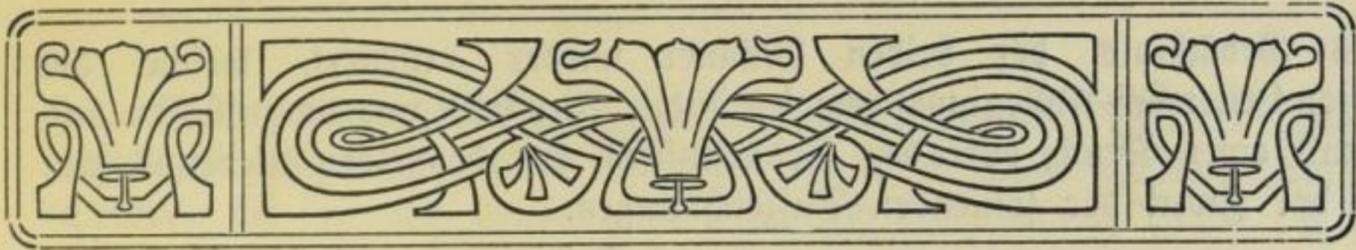
Verlag C. Ludwig Ungelenk,  
:: Justus Naumanns Buchhandlung. ::

Biogr. er. D

1551,479

IV. 507.

66,55



Das Prediger-Kollegium zu St. Pauli in Leipzig konnte vor kurzem auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken. Am 10. November 1862 fand in den Räumen des alten Paulinums in Leipzig in schlichtester Weise die Eröffnung desselben statt. Zu derselben waren keine öffentlichen Einladungen ergangen. Es wohnten ihr nur bei der damalige Kultusminister v. Falkenstein, der Oberhofprediger D. Liebner, sowie die acht zumeist akademischen Lehrer, welche ihre Mitwirkung zugesagt hatten, die sieben ersten in die Anstalt aufzunehmenden Kandidaten, sowie zur Unterstützung des Gesangs eine Abordnung des Universitätsängervers Vereins zu St. Pauli. Nach einem einleitenden Gesange bezeichnete Minister v. Falkenstein in seiner Eröffnungsansprache die Gesichtspunkte, von denen das Kirchenregiment bei Begründung des Instituts ausgegangen war. Der um die Errichtung desselben hochverdiente und zum Direktor ernannte D. Brückner legte seiner Ansprache die Worte Off. Joh. 3, 8 zugrunde: „Siehe, ich habe dir gegeben eine offene Thür usw.“ und bezeichnete es als Zweck der Anstalt, eine Lücke auszufüllen in der Vorbereitung für den Dienst am Wort und den künftigen Dienern der Kirche eine Gelegenheit zu bieten zu praktischer Vorübung, wissenschaftlicher Vertiefung und geistlicher Sammlung. Der praktischen Vorübung dienten die neu eingerichteten Abendgottesdienste in der Paulinerkirche: Predigten am Sonntag, deren erste Brückner selbst hielt, und Bibelstunden am Freitag. Die rege Teilnahme der Gemeinde an denselben war bald auch für die übrigen Gemeinden der Stadt und draußen im Lande die Veranlassung, dem hier zum erstenmal gegebenen Beispiel folgend, die wenig besuchten Nachmittagsgottesdienste in Abendgottesdienste in den erleuchteten Kirchen umzuwandeln.

Die kürzlich abgehaltenen Jubelfesttage, welche die alten Mitglieder des Kollegiums zu feiernder Gemeinschaft nach Leipzig führten, haben

das Gedächtnis der beiden Männer wieder erneuert, welche die ersten Leiter des Kollegiums gewesen sind. Ihr Bild uns vorzuführen und damit einen Kranz ehrenden Gedächtnisses vor demselben niederzulegen, ist der Zweck der folgenden Aufzeichnungen.

#### D. Benno Bruno Brückner

Benno Bruno Brückner wurde geboren als der Sohn eines schlichten Klempnermeisters in Roßwein am 9. Mai 1824. Seine Eltern hatten nicht im entferntesten daran gedacht, ihn studieren zu lassen. Es war der damalige Rektor der Stadtschule zu Roßwein, Peschel (nachmals Pfarrer in Ehdorf), welcher die besonderen Fähigkeiten des Knaben erkannte und, den anfänglichen Widerstand der Eltern überwindend, seine Aufnahme in die Fürstenschule zu Meißen bewirkte. Von Oktober 1838 bis Michaelis 1843 hat derselbe dieser altehrwürdigen Anstalt als einer ihrer vorzüglichsten Schüler angehört. Als im Juli 1843 die Schule St. Afra ihr 300jähriges Jubiläum festlich beging, „feierte der Alumnus Bruno Brückner aus Roßwein die Γενέθλια Ἁφρας, den Geburtstag von St. Afra, in einer griechischen alcäischen Ode. Von der Bedeutung des Festes aus und auf das erhabene Wirken Afra's übergehend, legte er seinem Gedicht die Verse 703 und 704 von Sophokles' Antigone zugrunde:

τί γὰρ πατρὸς θαλλόντος εὐκλείας τέκνους  
 ἄγαλμα μείζον, ἢ τί πρὸς παίδων πατρί;  
 „Denn was ist Kindern größere Lust als blühend Glück  
 Des Vaters, was dem Vater als der Kinder Glück?“

Dazu gab er noch nach dem Metrum von Klopstocks Ode „Wenn ich einst tot bin“ eine deutsche Übersetzung. Schon auf der Schule war er bemüht, die ihm in besonderem Maße verliehene Rednergabe an den klassischen griechischen und römischen Mustern des von ihm mit besonderer Vorliebe gelesenen Demosthenes und Cicero auszubilden. Nachdem er mehrfach ausgezeichnet worden war, auch zu Ostern 1843 die damals zum ersten Male verteilte Prämie für die vorzüglichste deutsche Rede erhalten hatte, wurde er zu Michaelis 1843 mit der ersten Zensur entlassen.

Er studierte in Leipzig Theologie. Hier war es besonders Winer, zu dem er in ein näheres persönliches Verhältnis treten durfte. Diesem hervorragenden Meister theologischer Wissenschaft insbesondere auf dem Gebiet der neutestamentlichen Exegese, hat er bei dessen Beerdigung am 14. Mai 1858 als dankbarer Verehrer bezeugt, wie derselbe, indem er seinen Schülern die Schrift öffnete, sie für den evangelischen Glaubensinhalt zu erwärmen verstanden hat und wie dadurch für sie seine Lehrstunden im wahren Sinne des Wortes zu Erbauungstunden geworden sind.

Nach bestandener theologischer Kandidatenprüfung blieb er zunächst als Nachmittagsprediger in Leipzig. Seine Wahlfähigkeitsprüfung in Dresden fiel in die berüchtigten Maitage des Jahres 1849. Schon während er und seine fünf Genossen im Lokal des damaligen evangelischen Landeskonsistoriums ihre Klausurarbeiten anfertigten, konnten sie vom Fenster aus beobachten, wie an dem unmittelbar gegenüberliegenden königlichen Schloß Deputationen vorfuhren, um den König zur Anerkennung der vom Frankfurter Parlament beschlossenen Reichsverfassung zu drängen. Zunächst herrschte indes in der Stadt noch Ruhe, so daß die mündliche Prüfung ohne Störung verlief. Von Stunde zu Stunde aber wurde doch die Lage ernster, zumal als bekannt wurde, daß der König Dresden verlassen hatte, und als unter dem Jubel einer ungeheuren Volksmenge vom Altan des Rathauses aus die provisorische Regierung proklamiert wurde. In den dem Zeughaus und dem königlichen Schloß zunächst gelegenen Straßen wurden Barrikaden errichtet, so daß die armen Kandidaten, die nunmehr ihre Predigt und Katechese anzufertigen hatten, über dieselben klettern mußten, um in ihren Gasthof, das „Trompeterschlößchen“, zu gelangen. Sie begaben sich deshalb zu ihrem Examinator, Konsistorialrat D. Käuffer, und fragten ihn, ob unter diesen Verhältnissen ihre Predigt und Katechese noch gehalten werden könne. Der alte Herr forderte sie aber unter bedauerndem Lächeln auf, als echte Streiter Christi sich doch nicht zu fürchten. Sie begaben sich deshalb nach Hause, arbeiteten weiter und stellten sich nach Überwindung vieler Hindernisse, auch mehrfach angehalten von dem aufgeregten Pöbel, zur festgesetzten Stunde bei D. Käuffer ein. Jetzt aber war derselbe verwundert, daß sie nicht schon abgereist seien, an ein Halten der Predigt sei ja nicht zu denken. Predigt und Katechese wurden ihnen einfach erlassen. Nun aber galt es noch, die Heimreise zu ermöglichen. Da von allen Seiten der Zuzug der Freischärler das Passieren der Straßen unmöglich machte, wurde der Kutscher, dessen Wagen sie gemietet hatten, mehrfach angehalten. Es wurde auf sie geschossen, ihre Festnahme verfügt; ihre Koffer wurden geöffnet, und erst als man sah, daß in einem derselben obenauf eine hebräische Bibel lag, mit welcher diese Banden nichts anzufangen wußten, ließ man sie ziehen. Auf weiten Umwegen um die ganze Stadt herum gelangten sie endlich nach langer, langer, gefährlicher Fahrt über Meißen nach Priestewitz und von hier mit der Bahn nach Leipzig.\*)

Kurz darauf, im Jahre 1850, wurde dem noch jungen Kandidaten durch den Kirchenpatron von Reizenstein das Pfarramt zu Hohburg

\*) Einer der damals beteiligten Kandidaten, von denen außer ihm noch Pfarrer em. Teufer von Bockwa (Dresden) am Leben ist, Geh. Kirchenrat Prof. D. Hofmann, hat in Nr. 52 der Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung vom Jahre 1899 die Erlebnisse derselben in jenen denkwürdigen Tagen eingehend geschildert.

bei Wurzeln übertragen. Das Wirken in dieser kleinen ländlichen Gemeinde war für seine Weiterentwicklung von großem Segen. Nicht bloß, daß ihm hier in ländlicher Stille die Muße sich bot zu wissenschaftlichen Studien, es war auch für ihn, der später auch Landpastoren ausbilden sollte, von Bedeutung, daß er, der bis dahin nur in Städten gelebt hatte, auch die Landbevölkerung mit ihren so ganz anders garteten Anschauungen kennen lernte. Die Gemeinde Hohburg ist heute noch stolz darauf, daß der nachmalige Generalsuperintendent von Berlin und Vizepräsident des preussischen Oberkirchenrats auch einmal ihr Pastor gewesen ist. Als es diesem vergönnt war, seinen siebenzigsten Geburtstag zu feiern, befanden sich unter den Gratulanten auch seine früheren Konfirmanden aus Hohburg, eine Ehrung, die ihm eine ganz besondere Freude bereitete.

Hier besuchte ihn an einem Sonntage der Kultusminister v. Falkenstein, der auf ihn aufmerksam gemacht worden war, und hörte ihn predigen. Die Folge davon war, daß er nach Leipzig zurückberufen wurde, zunächst als außerordentlicher Professor der Theologie und neben Liebner als zweiter Universitätsprediger. Als solcher hat er am 25. Sonntag nach Trinitatis 1853 seine Antrittspredigt über „des Herrn Testament“ auf Grund von Matth. 28, 18—20 gehalten. Schriftstellerisch ist er nur wenig hervorgetreten. Seine erste Schrift war eine von der theologischen Fakultät der Universität Leipzig gekrönte Preisschrift *Epistola ad Philippenses Paulo auctori vindicata. Contra Baurium. Lipsiae 1848.* Später bearbeitete er vom de Wette'schen Kommentar zum Neuen Testament das Evangelium und die Briefe des Johannes (5. Aufl. Leipzig 1863), sowie die Briefe Petri, Jakobi und Judä (3. Aufl. Leipzig 1865). Dazu kamen noch drei Dekanatsprogramme *de notione vocis ζωή*, aus dem Kriegsjahre 1859: *de rei christianae cum patriae caritate necessitudine*, und später „Betrachtungen über die Agende der sächsischen evangelisch-lutherischen Landeskirche“. Auf Grund seiner wissenschaftlichen Arbeiten ernannte ihn, nachdem er schon vorher sich den philosophischen Doktorgrad erworben, die theologische Fakultät der Universität Göttingen *honoris causa* zum Doktor der Theologie.

In seinen Vorlesungen behandelte er Ethik, neutestamentliche biblische Theologie und Exegese, besonders des Evangeliums Johannis, der Korintherbriefe und der katholischen Briefe. Seine Haupttätigkeit lag aber auf dem praktischen Gebiete, welches auch bei seinen exegetischen Vorlesungen in besonderer Weise Berücksichtigung fand. Insbesondere zündeten unter seinen Kollegien die „Charakteristiken neutestamentlicher Persönlichkeiten“, die praktische Auslegung schwieriger Perikopen, denen sich dann später noch die praktische Erklärung der Apostelgeschichte anschloß. Welch einen tiefgehenden Einfluß er gerade durch diese geistvollen Vorlesungen auf die Studierenden ausübte, hat ihm insbesondere ein Mann bezeugt, dessen später erfolgter Übertritt zur römisch-katholischen Kirche Ende der fünfziger Jahre großes Aufsehen erregte, be-

zeugt in der Schrift *Misericordias Domini*, durch welche er seinen Austritt aus der evangelisch-lutherischen Kirche zu rechtfertigen suchte.

Nachdem Liebner zum Oberhofprediger von Dresden berufen worden war, rückte Brückner in das Amt des ersten Universitätspredigers auf, und während er seine Antrittspredigt vor fast leeren Bänken halten müssen, sammelte sich nach und nach um ihn in seiner Universitätskirche eine immer größere Gemeinde, so daß die geräumige Kirche, wenn er predigte, bereits lange vor dem Einläuten gefüllt war. Unter seiner Kanzel saßen Menschen der verschiedensten Lebensstellungen, Geister mit den verschiedensten Ansprüchen und Bedürfnissen für ihr geistliches, für ihr Seelenleben; neben dem Vertreter der Wissenschaft der schlichte Handwerker, der Mann aus dem Volke, und alle fanden ihre Erbauung. Seine Predigten ruhten auf gründlichem Schriftstudium und führten tief in das Verständnis des Schriftwortes ein. Er zeigte auch hier, daß er ein Schüler Winers war. Und das vorgeschriebene Schriftwort, welches regelmäßig den Text seiner Predigt bildete, war ihm nicht etwa bloß der Ausgangspunkt für allerlei geistvolle Darlegungen und Auseinandersetzungen, sondern es stand stets im Mittelpunkt der Predigt. Kern und Stern seiner Predigten war das Heil in Christo Jesu und die Rechtfertigung aus Gnaden; und ihr Ziel die durch Christus vermittelte Lebensgemeinschaft der einzelnen Seele mit Jesu Christo, ihrem Heiland. Aus diesem Zentralgedanken leitete er die Gestaltung des gesamten sittlichen Lebens des Einzelnen ab. Hinter jeder seiner Predigten aber stand seine ganze von der Macht des göttlichen Wortes ergriffene Persönlichkeit. Was er innerlich selbst erlebt und an sich erfahren, dafür wollte er seine Hörer gewinnen. Als seiner Menschenkenner suchte er in ihren Seelen Anknüpfungspunkte auf. Man hatte dabei wohl manchmal das Gefühl, als lege er zu viel in die suchenden und ringenden Menschenseelen hinein. Als sein Verleger die damals in sieben Einzelbänden erschienenen Predigten, da sich eine neue Auflage derselben nötig machte, in einen Gesamtband vereinigen wollte, fragte mich Brückner, da er wußte, daß ich jede von ihm gehaltene Predigt gehört hatte, welche von den noch nicht im Druck erschienenen er wohl in diesen neuen Band aufnehmen und welche von den früher gedruckten er dafür vielleicht weglassen könnte, und ich nannte ihm unter den letzteren die Predigt über Röm. 8, 12—17: „Bist du ein Kind Gottes?“ (Neue Folge 1. Bd., S. 113 ff.), weil ich und mit mir andere beim Hören und Lesen dieser Predigt das Gefühl hatten, als würden hier Seelenzustände gezeichnet, welche in Wirklichkeit nicht vorhanden seien. Das wies er entschieden zurück, weil er gerade auf diese Predigt einen ganz besonderen Wert legen zu müssen glaubte. Als ich aber von ihm fortging, bekannte er mir doch unter Lächeln, daß er, während er sonst meist nach einer Predigt eine Menge Briefe erhalte mit der Bitte um Drucklegung derselben, gerade nach dieser Predigt von keiner Seite aufgefordert worden sei, dieselbe drucken zu lassen. Es gehörte

eben zu den Eigentümlichkeiten seiner Predigtweise, in den Seelen anderer zu lesen, um in denselben den Punkten nachzugehen, von denen aus er sich eine Wirkung des göttlichen Wortes in den Seelenregungen erhoffen könnte. Das Wort Gottes sollte eben, um in einem oft von ihm gebrauchten Bild zu reden, „in mannigfach prismatischem Farbenspiel“ die Herzen der Hörer durchleuchten. Diese aus der Tiefe des göttlichen Wortes geschöpften Gedanken nun wußte Brückner in eine meisterhafte, oft geradezu glänzende Form zu kleiden. Man hat ja wohl an seiner Rhetorik Anstoß genommen. Indeß, man kann doch nicht sagen, daß bei ihm unter der Kunst der Rede die natürliche Unmittelbarkeit und die ursprüngliche Frische zu leiden gehabt hätte. In seinen Predigten tritt uns nicht jener geniale Flug theologischer Romantik entgegen, der sich viel in Bildern ergeht und die Gedanken möglichst in eine poetische Form kleidet. Aber er, der schon als Fürstenschüler in Meissen die Reden der Meister des klassischen Altertums mit Vorliebe studiert hatte, hat es nur eben verstanden, in dem sprachlichen Gewand höherer Bildung die hohe Kunst der Rhetorik als eine edle Tugend auch der Kanzel und der Predigt des göttlichen Wortes dienstbar zu machen. So bediente er sich gern besonderer Redefiguren, obenan der Figur der Anapher und der Katapher, nach welcher die verschiedenen Gedanken und Sätze mit denselben Worten beginnen oder schließen. Und wie meisterlich hat er es verstanden, ein und dasselbe Stück des Textes immer wieder hervorzuheben, um es auf diese Weise zu den verschiedenen Verhältnissen des menschlichen Lebens in Beziehung zu setzen und so die Hörer immer tiefer in die Gedanken des auszulegenden Schriftwortes einzuführen! Brückner hat auch die Kunst der Rhetorik nicht etwa benutzt, um den Ernst der im göttlichen Wort enthaltenen Gedanken abzuschwächen. Er hat auch die Sünde gestraft, und mit der Bibel in der Hand den Kampf mit dem seelenverderblichen Zeitgeist aufgenommen. Noch sehe ich ihn im Geiste vor mir die Reformationsfestpredigt haltend, damals, als der deutsch-katholische Prediger in Leipzig sich nicht entblödet hatte, die Kanzel der damaligen Peterskirche, die ihm freundlichst zur Verfügung gestellt worden war, zur Lästung unseres Christenglaubens zu mißbrauchen, so daß der Staatsanwalt gegen ihn einzuschreiten sich veranlaßt sah. Aber auch wo er in seinen Predigten wuchtige Schläge führt wider die Sünde und wider die Verächter des göttlichen Wortes, geschieht es nicht, um zu verletzen, nur um zu gewinnen.

Eine Eigentümlichkeit seiner Predigtweise waren auch die kurzen Sätze, besonders bei seinen meisterhaften Schilderungen. Man vergleiche die treffende Schilderung des Geizes (3. Bd., S. 117 ff.), der Zungenfünden (Neue Folge Bd. 2, S. 221 ff.), der Feindesliebe (ebendas., S. 169 ff.) u. a. Aber auch wo er in längeren Sätzen spricht, sind dieselben doch so klar und durchsichtig im Aufbau, daß man trotz ihrer Länge doch stets den Gedanken festhalten kann und von demselben sich

innerlich gepackt fühlt. Es ließe sich im einzelnen noch so Manches über seine Art zu predigen sagen. Was ihm die Herzen der Hörer öffnete, war eben, daß man aus der zwingenden Kraft seiner Gedanken heraus stets den Pulsschlag suchender Liebe fühlte.

Von dieser seiner seelsorgerlichen Liebe und Treue wissen insbesondere die zu erzählen, welche als Studenten seinem homiletischen Seminar und dann als Kandidaten dem Prediger-Kollegium zu St. Pauli angehört haben. Während er in seinen Predigten uns als ein leuchtendes Vorbild gegenüber stand, dem wir nachzustreben suchten, zeigte er uns hier, wie man ein gegebenes Schriftwort, oder auch ein Stück der christlichen Glaubenslehre, welches für die Predigt besondere Schwierigkeiten bietet, anzufassen und praktisch zu verwerten hat. Wie haben wir ihn in den von ihm geleiteten Textbesprechungen und in der Art, wie er unsere Predigten beurteilte, oft geradezu bewundert, wenn er an einem spröden, scheinbar wenig ergiebigen Text uns doch zeigte, wie derselbe für die Predigt nutzbar zu machen ist! Wie ihm selbst dabei die Gedanken immer nur so zuströmten, so wußte er solche auch aus uns heraus zu katechesieren. Und mit welcher Meisterschaft verstand er es, die kirchlichen Tagesfragen mit uns zu besprechen und sie aus einem einheitlichen Prinzip heraus zu entwickeln! Der Segen dieser Unterredungen ist uns erst dann so recht zum Bewußtsein gekommen, als wir selber im geistlichen Amt standen und auf unsere eigene Meditation und Invention bei unserer amtlichen Tätigkeit angewiesen waren. Es nimmt uns Wunder, daß in den vielen in der Gegenwart erschienenen, die Fragen der Homiletik behandelnden Schriften und Broschüren seiner so gut wie gar nicht gedacht wird, während wohl alle, die damals Zeugen seiner Tätigkeit gewesen sind, es mir bezeugen werden, daß er neben dem so ganz anders gearteten, in seiner Weise unübertroffenen, wie ein allverehrter Patriarch in seiner Gemeinde stehenden Ahlfeld, der auch sein Beichtvater gewesen ist, als Prediger den mächtigsten Eindruck gemacht und die größte Zugkraft ausgeübt hat.

Als er Leipzig verließ, hat er oft versichert, daß es ihm besonders schwer werde, gerade seine Tätigkeit im homiletischen Seminar und im Predigerkollegium aufgeben zu müssen. Er tröstete sich damals damit, daß ihm in Berlin sofort eine ordentliche Honorarprofessur in der theologischen Fakultät übertragen wurde und daß er auch hier in dieser seiner Stellung ein homiletisches Seminar begründen konnte. Er hat es aber nach wenigen Jahren wieder aufgegeben. Nicht etwa, wie es in verschiedenen Nekrologen hieß, wegen amtlicher Überbürdung. Dieser Mann von so eisernem Fleiß und so unverwüßlicher Arbeitskraft hat kein Amt „wegen Arbeitsüberhäufung“ aufgegeben. Nein, was ihn veranlaßte, dieses sein Seminar in Berlin wieder eingehen zu lassen, war — ich weiß es von ihm selbst — der Umstand, daß bei der großen räumlichen Ausdehnung des Königreichs Preußen es ihm nicht mehr möglich war, die einzelnen in ihrer Entwicklung weiter zu ver-

folgen. Das war das Schöne an ihm und unserem ganzen Verhältnis zu ihm, daß wir uns von ihm begleitet wußten auch in unser amtliches Leben hinein. Ich bin so manches Mal in Berlin bei ihm gewesen; da hat er sich nach seinen einzelnen Schülern erkundigt. Er kannte sie noch auch nach ihrem Vornamen und ich habe ihm erzählen müssen, welche Stellung sie zur Zeit einnahmen und in welchem Wirkungskreise sie standen. Nur in einem kleinen Land wie unser Sachsen ist, war das möglich, nicht in einem Großstaat wie Preußen.

Der segensreiche Einfluß, den er so auf die zukünftigen Diener unserer Landeskirche ausübte, sollte auch ein Segen werden für unsere Landeskirche überhaupt. Auf seine und seines Freundes, des jetzt noch lebenden Geh. Kirchenrats D. Rudolf Hofmann, Veranlassung traten im November 1859 eine Anzahl gleichgesinnter geistlicher Freunde zusammen und begründeten die heute noch als Kirchen- und Pastoral-Konferenz in Blüte und hohem Ansehen stehende Meißner Konferenz. Die von ihm bei Eröffnung ihrer Verhandlungen gehaltenen geistvollen Ansprachen zündeten insbesondere auch unter den älteren Geistlichen Sachsens, unter denen damals so manche noch im Banne des alten Nationalismus standen. Diese Konferenz bildete auch einen mächtigen Faktor in der Entwicklung der sächsischen Landeskirche überhaupt. Unsere Kirchenvorstands- und Synodalordnung vom 30. März 1868, die die Fürsorge für die Geistlichen, für die Emeriten, für die Witwen und Waisen derselben betreffenden Kirchengesetze, welche dann durch das Wohlwollen von Regierung und Landständen durchgeführt werden konnten, sind in derselben vorbereitet und vorberaten worden.

Als er von Leipzig schied, war er von der Universität mit der höchsten Würde derselben, der des Rector magnificus betraut worden. Sein Scheiden wurde allgemein tief beklagt. Am meisten von uns, seinen Schülern im Predigerkollegium. Im August 1869 hielten wir eine kleine Abschiedsfeier ab, zu welcher insbesondere auch seine bereits im Amt stehenden jungen Freunde sich einfanden. Wir hatten ihm von dem bekannten Aquarellmaler Sprosse die Kanzel seiner Paulinerkirche malen lassen, auf welcher er so oft gestanden und auf welcher wir unter seiner Leitung unsere ersten schüchternen Predigtversuche gemacht hatten. In Berlin hing dieses Bild in seinem Studierzimmer und erinnerte ihn stets an Stunden, die auch für ihn zu den schönsten und reichsten seines Lebens gehörten.

Freilich, so freudig er auch in diesem seinem Amt als Prediger des göttlichen Wortes gestanden hat, so war es ihm doch schmerzlich, daß er eben nur Prediger war. Die eigentliche pastorale Tätigkeit, die Seelsorge, fehlte ihm. Er hatte keinen Beichtstuhl, keinen Konfirmandenunterricht. So fehlte ihm eigentlich der Kontakt mit der Gemeinde und die Resonanz aus der Gemeinde. Wohl fehlte es ihm auch nach dieser Richtung hin nicht an erhebenden Erfahrungen. Eines

Tages traf ich ihn in großer Erregung. Er hatte am Sonntag vorher über den Anfang des Gesprächs Jesu mit der Samariterin, Joh. 4, gepredigt. (Neue Folge 1. Sammlung, Seite 177 ff.) Nach der Predigt kam ganz verstört ein Mann zu ihm, der in der Absicht, sich das Leben zu nehmen, nach Leipzig gekommen war. Zerrüttete Verhältnisse hatten ihn bis an den Rand der Verzweiflung gebracht. Da lief er in seiner Angst noch einmal in die Kirche. Weder war ihm diese, noch war ihm der Prediger bekannt. Und nun hörte er dessen Predigt: „Es ist keine Seele so verirrt, daß der Herr sie nicht finden könnte — es ist keine Kraft so schwach, daß der Herr ihr nicht noch aufhelfen könnte.“ Das traf seine Seele. Nach der Predigt drängte es ihn, den Prediger kennen zu lernen und sich ihm zu offenbaren. Brückner redete ihm ins Gewissen und nach längerer Unterredung mit ihm entschloß sich der Mann, wenn auch mit schwerem Herzen, noch einen letzten Weg zu gehen, der ihm vielleicht noch Hilfe bringen könnte! Und dieser letzte Weg, den er zu betreten sich anfangs gescheut hatte, war von Erfolg. Nach einigen Tagen schickte er Brückner das Geld zurück, welches dieser ihm zur Verfügung gestellt hatte, mit heißem Dank: „Heil sei dir, denn du hast das Leben, die Seele mir gerettet! — Du!“ — Eine ähnliche Erfahrung machte er später in Berlin mit einer nach Ausbruch des großen Krieges über Luk. 5, 4, „Fahre auf die Höhe!“, gehaltenen Predigt. Nach derselben kam ein junger Kandidat, bereits in die Soldatenuniform gekleidet, zu ihm, der noch an demselben Abend ins Feld ausrücken sollte, um ihm zu danken für die Kraft der Freude, die er ihm, dem zu den Fahnen Einberufenen, ins Herz hineingepredigt habe. Der junge Mann bestand alle Gefahren des Krieges und kehrte, wie es schien, wohlbehalten in die Heimat zurück, wurde dann Pfarrer in einer ländlichen Gemeinde, verschied aber plötzlich acht Tage nach seiner Ordination. Er hat nicht genug versichern können, wie diese Predigt ihm oft in den Stunden der größten Gefahr den inneren Halt gegeben hat.

Unter den Gründen, die Brückner veranlaßten, dem an ihn ergangenen Ruf, nach Berlin als Propst zu St. Nikolai und St. Marien Folge zu leisten, war einer der für ihn bestimmendsten der, daß dort für ihn die volle pastorale Tätigkeit sein Arbeitsfeld war. Er hatte nicht nur zu predigen, er hatte seine bestimmten Beichtkinder, war bei den Kasualhandlungen beteiligt und hatte, was für ihn eine Hauptsache war, Konfirmandenunterricht zu erteilen. Gerade seine Konfirmanden waren es, die nach seinem Tode es öffentlich bezeugt haben, wie unvergeßlich ihnen diese Stunden geblieben sind. Auch nach der Konfirmation blieb er wenigstens mit einer Anzahl von ihnen in lebendiger, persönlicher Gemeinschaft. Mindestens einmal im Monat sammelte er dieselben an den Nachmittagen des Sonntags um sich. Da saßen Vertreter der verschiedensten Berufsstände zu seinen Füßen:

Kaufleute, Juristen, Mediziner, Philologen, Lehrer a. a., verheiratete Männer und Frauen. Da wurde das Leben mit seinen mannigfachen Anforderungen und Erfahrungen unter das Licht des göttlichen Wortes gestellt; da wurden allerlei Fragen der Zeit besprochen und auf diese Weise zwischen den Einzelnen ein Band für's ganze Leben geknüpft. Einer seiner treuesten Konfirmanden hat ihm bezeugt, wie der Mann, der in so hoher kirchenregimentlicher Stellung sich befand, für alle Angelegenheiten seiner Beichtkinder stets ein treues, warmes, teilnehmendes Herz hatte und wie, während in seinem Studierzimmer Berge von Akten aufgehäuft waren, er doch für jeden, der ein Anliegen auf dem Herzen hatte und an seine Tür klopfte, stets zu sprechen war. Eine Zeit lang hat er auch den Kindergottesdienst in seiner Gemeinde abgehalten.

Als er 1869 nach Berlin übersiedelte, wurde er zunächst keineswegs mit offenen Armen empfangen. Es hat viele befremdet, daß das hohe Amt, welches seiner wartete, einem Ausländer, einem Sachsen, übertragen wurde. Auch an seinem sächsischen Dialekt, dem er bis an sein Lebensende treu geblieben ist, nahm man Anstoß, jedoch nur im Anfang seiner Berliner Tätigkeit, bis man sich ganz an ihn gewöhnt hatte. Er wurde sofort in den Oberkirchenrat berufen, dessen geistlicher Vizepräsident er später wurde. 1873 wurde ihm die damals neu begründete Generalsuperintendentur Berlin übertragen. Eine Zeitlang verwaltete er auch das Amt eines Generalsuperintendenten der Kurmark, bis Kögel dasselbe übernahm. Damit war auch die Stellung eines Domherrn des Hochstifts Brandenburg verbunden. Noch später wurde er auch Mitglied des Staatsrats. Große und schwere Aufgaben harrten seiner in diesen Stellungen. Er, der von Haus aus alles eher als eine Kampfesnatur und der allem Parteitreiben abhold war, wurde doch sofort in den Kampf der Parteien hineingezogen. Es galt, in der preußischen Landeskirche nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen eine Kirchengemeinde- und Synodalordnung endlich zustande zu bringen. Der Einzelgemeinde sollte im Gemeindefkirchenrat und der weiteren Kirchengemeindevertretung, der Ephorie in der Kreissynode, der Provinz in der Provinzialsynode und der gesamten Landeskirche in der Generalsynode eine eigene selbständige Vertretung geschaffen werden. Da waren denn zunächst alle die Vorurteile zu zerstreuen, welchen bei den einander entgegenstehenden Parteien diese neue Verfassung begegnete. Auf der einen Seite stand die kirchlich-konservative Partei, welche, das Sichvordrängen der religiös indifferenten Massen fürchtend, mit aller Energie die Einführung des Majoritätsprinzips in die kirchliche Verfassung, durch welches der kirchlichen Agitation Tür und Tor geöffnet werde, bekämpfen zu müssen glaubte; auf der andern Seite wieder standen die kirchlich Liberalen, welche in der neuen Verfassung das von ihnen mit aller Entschiedenheit betonte und vertretene Gemeindeprinzip nicht hinreichend gewahrt sahen und welche insbesondere mit der obersten Stufe

der kirchlichen Verwaltung, mit der Generalsynode, im Gegensatz gegen das Kirchenregiment einen kirchlichen Konstitutionalismus durchgeführt wissen wollten. Da war es denn Brückner, welcher zwischen diesen Gegensätzen zu vermitteln hatte. In Glaubensfragen positiv — aber in Fragen der Verfassung weitherzig, zur sogenannten Mittelpartei sich haltend, wußte er sich, um mit den Worten zu reden, mit denen ihr General-superintendent D. Hoffmann bei seiner Übersiedelung nach Berlin begrüßte, als ein „Pontifex“ zu bewähren, der die „Brücke zu schlagen“ hatte zwischen den entgegengesetzten Extremen. Er ging von dem Grundsatz aus, daß man suchen müsse, gerade auch die widerstrebenden Geister durch deren Heranziehung zur Teilnahme an der kirchlichen Verwaltung für das kirchliche Leben zu interessieren und zu gewinnen, und gerade dieser vermittelnde Standpunkt war es, der es ihm ermöglichte, überraschend schnell 1873 unter dem Oberkirchenratspräsidenten Herrmann und dem Kultusminister Falk die Kirchengemeinde- und Synodalordnung zustande zu bringen. Wie der evangelische Oberkirchenrat in einem nach seinem Tode gewidmeten Nachruf ihm bezeugte, hat er „die von ihm mitgeschaffene Verfassung in den vorbereitenden Synoden mit der ihm eigenen überzeugenden Beredsamkeit, der nie das treffende, eindrucksvolle Wort fehlte, vertreten, hat mit sicherer Hand die Berliner Kirchengemeinden zu einer Einheit zusammengefaßt und sie zur selbsttätigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten mittelst gemeinsamer Besteuerung geleitet.“ Ebenso hat er in der vom Streit der Parteien leidenschaftlich bewegten Übergangszeit bei aller Freiheit, welche er den unteren Organen der kirchlichen Selbstverwaltung zugestand, doch die führende Stellung des Kirchenregiments zu wahren verstanden. Mit Hilfe der Kirchensteuern, deren Einführung und Durchführung bei der oft unglaublichen Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Feindseligkeit der breiten Massen gegen die Kirche mit den größten Schwierigkeiten verbunden war, hat er die Stolgebühren abgeschafft und eine Erhöhung des Einkommens insbesondere der gering dotierten geistlichen Stellen ermöglicht. Die Kirchennot in der in nie geahnter Raschheit zur Riesenstadt sich entwickelnden Reichshauptstadt, in welcher bei einer Seelenzahl von fast einer Million kaum siebzig Geistliche anfangs im Amt standen, hat er durch Zerschlagung der übergroßen Parochien, durch Erbauung neuer Kirchen und Begründung neuer geistlicher Stellen zu heben gewußt. Bei der Aufstellung fester und maßgebender Grundsätze für die Handhabung der Lehrdisziplin, bei der Durchführung der die Pfarrerwahl regelnden Verordnung vom 2. Dezember 1874, sowie bei Revision der landeskirchlichen Agende ist er in hervorragender Weise beteiligt gewesen.

An äußeren Zeichen der Anerkennung hat es ihm, der nie seine eigene Ehre suchte, nicht gefehlt. Der alte Kaiser Wilhelm I. hat als der summus episcopus der preußischen Landeskirche ihm auf jede Weise seine Dankbarkeit zu erkennen gegeben. Die Kaiserin Augusta sowie der

Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich III., sind, wenn sie in Berlin waren, die regelmäßigen Besucher seiner Gottesdienste gewesen. Zu den vielen Ordensauszeichnungen, die seine Brust zierten, erhielt er zuletzt noch den Kronenorden I. Klasse und die zu demselben gehörigen Brillanten. Im Lutherjahre ernannte ihn die juristische Fakultät der Universität Halle *hondris causa* zum Doktor beider Rechte. Aber freilich in Berlin waren die ersten Erfahrungen, die mit dieser Neuordnung der Dinge gemacht wurden, nicht gerade sehr ermutigend. Die vereinigten Kreis-synoden der Stadt Berlin, die von Brückner geschaffene Stadtsynode, ging gleich bei ihrem erstmaligen Zusammentritt in die Hände der liberalen Majorität über, welche auch den Vorsitz in derselben an sich riß. Als angesichts des Zivilstandsgesetzes der kirchliche Notstand der Reichshauptstadt in grellestem Lichte zu Tage trat, als es galt, denen nachzugehen, welche ihre Trauung und die Taufe ihrer Kinder verweigerten, hatte er auf die Mitwirkung des neu geschaffenen Kirchengemeinderats gehofft, um aus den verschiedensten Brüderanstalten Deutschlands Arbeiter heranziehen und durch Hausbesuche, Verteilung christlicher Schriften, durch tatkräftige Fürsorge für Witwen und Waisen die Massen der Kirche zurückgewinnen zu können. Aber vergeblich. Der liberal gerichtete Kirchengemeinderat seiner eigenen, der Nikolaiparochie, lehnte seinen Antrag auf Anstellung einer Gemeindegemeinderatschwester aus kirchlichen Mitteln ab. Da stellte er eine solche aus eigenen Mitteln an. Diese wußte durch ihre aufopfernde Treue die Vorurteile zu überwinden, die man gegen ihre Anstellung geltend gemacht hatte, so daß dann zuletzt doch der Gehalt derselben auf die Kirchenkasse übernommen wurde. Auf diese Weise wurde er der Begründer der Berliner Stadtmission, welche dann vom Jahre 1877 an vom Hosprediger Stoecker und Geh. Rat Boffe, dem nachmaligen Kultusminister, weiter ausgebaut wurde.

Gehörte erst eine hohe Weisheit dazu, alle jene Neuerungen der kirchlichen Verfassung durch Klippen und Ströme hindurch in den sicheren Hafen zu bringen, so jezt eine unglaubliche Geduld und ein unbeseigbares Gottvertrauen, um dieselbe über dem Wasser zu halten und an dem endlichen Sieg der guten und großen Sache nicht zu verzweifeln. Beides hat ihn nicht verlassen. Sein unverbesserlicher, manchmal mit köstlichem Humor gewürzter Optimismus hat ihm durch alle diese Klippen hindurchgeholfen. Das Wort, mit welchem er eine seiner zündenden Reden schloß und mit welchem er die gegenüber diesen Neuerungen immer nur Bedenklichen mit getrostem Mut erfüllen wollte:

„Nur frisch hinein! es wird so tief nicht sein!  
 Das rote Meer wird dir schon Platz vergönnen.  
 Was wimmerst Du? Soll der nicht helfen können,  
 Der nach dem Bliß gibt heitern Sonnenschein?  
 Nur frisch hinein!“

es ist sein Wahlpruch gewesen und wie versichert wurde, zu einem geflügelten Wort geworden in der preußischen Landeskirche.

Eine solche reiche Tätigkeit für die größte Landeskirche des Deutschen Reiches konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf die evangelische Kirche Deutschlands überhaupt. Die siegreiche Erhebung und politische Einigung nach dem großen Kriege von 1870/71 ließ angesichts dieser weltgeschichtlichen Ereignisse, durch welche die gnädige Hand Gottes das Deutsche Reich unter einem protestantischen Kaiser neu begründet hatte, in den Herzen Tausender im Norden und Süden unseres Vaterlandes das mächtige Verlangen und die Sehnsucht erwachen nach einer Einigung auch auf kirchlichem Gebiete, nach einer Vereinigung der deutsch-evangelischen Kirchen unter einander. Die Gerichte und die Gnadenführungen Gottes — so schien es die Zukunft unseres deutschen Vaterlandes und unserer Kirche zu fordern — sollten für Glauben und Leben unseres Volkes nicht ohne eine bleibende Frucht bleiben, sie sollten eine lebendige, alle Adern unsres Volkslebens durchströmende Kraft werden. So wurde denn jene freie kirchliche Versammlung evangelischer Männer aus dem Deutschen Reiche für die Tage vom 10. bis 12. Oktober 1871 in die Reichshauptstadt einberufen. Freilich ist es ja auch hier bei bloßen Worten geblieben und es kam nicht einmal die für das folgende Jahr in Aussicht genommene Versammlung in Dresden zustande. Aber alle Arbeit für das Reich Gottes ist eben Säemannsarbeit. Ihre Frucht reift erst nach Jahren, nach Jahrzehnten. Wenn wir aber heute uns dessen freuen, daß es in unseren Tagen im evangelischen Kirchenausschuß doch noch zu einem Zusammenschluß der evangelischen Kirchen unter einander gekommen ist, so wollen wir auch nicht vergessen, daß es unser Brückner gewesen ist, der damals in jener Oktoberversammlung mit seinem Vortrag über die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen im Deutschen Reiche den Gedanken einer aus Abgeordneten der Kirchenregierungen und der Synoden zusammengesetzten „Konvokation“ als ein Senfkorn in den Acker der Zukunft gelegt hat.

Zu den schweren Kämpfen, welche diesem Manne in seinen amtlichen Stellungen beschieden waren, kamen auch schwere Heimsuchungen im Kreise seiner Familie. 1877 starb ihm seine treue Gattin Auguste geb. Hahn. Täglich fuhr er hinaus auf den stillen Friedhof an ihr Grab. Die ihn damals haben predigen hören, erzählen, daß die Predigten, die er in jener Zeit gehalten, alle mehr als sonst wohl von Ewigkeitsgedanken, aber auch von Ewigkeitshoffnungen getragen gewesen sind. Von sieben Kindern, die Gott ihm geschenkt, sind zwei im jugendlichen Alter gestorben, eins unmittelbar, ehe er in die Universitätskirche ging, um die Jubelpredigt zu halten zum 450jährigen Jubelfeste der Leipziger Universität (Predigten, 4. Sammlung, S. 18). Zwei seiner Söhne sind im Jünglingsalter gestorben: ein Theologe, Johannes, starb nach jahrelanger Krankheit 1898 in Mentone; ihm 2 folgte zwei Jahre später sein älterer Bruder Alexis, der Chemie studiert und dann das Oberlehrerexamen gemacht hatte, aber durch

seinen leidenden Zustand es nicht bis zu einer Anstellung hatte bringen können. So überleben ihn nur drei seiner Kinder: seine älteste Tochter Martha, die seit 1881 an den Prediger Griesse an der Kirche zum Heiligen Kreuz in Berlin verheiratet ist, ein Sohn, Bruno, jetzt Regierungs- und Schulrat in Merseburg, und seine Tochter Helene, die bis zu seinem Tode seine treue Pflegerin gewesen ist.

Auch diese reiche Kraft sollte zuletzt zusammenbrechen. 1891 traf ihn ein leichter Gehirnschlag, der ihn aber doch so schwächte, daß er im nächsten Jahre seine kirchenregimentlichen Ämter niederlegte. Das Amt als Propst aber behielt er noch bis 1898. Am 19. Juni dieses Jahres hielt er auf der Kanzel seiner unter seiner Leitung 1878 durchaus erneuerten Nikolaikirche über Joh. 20, 19—21 „Friede sei mit euch!“ seine Abschiedspredigt. Von nun an zog er sich ganz in die Stille zurück. Es war ihm noch vergönnt, unter allgemeinsten Teilnahme am 9. Mai 1904 seinen 80. Geburtstag zu feiern. Wenige Tage vor seinem 81. Geburtstag entschlief er sanft und ruhig nach nur kurzer Krankheit, ohne Schmerzen und ohne schweren Todeskampf, am 2. Mai 1905.

Am 6. Mai fand die Trauerfeier für ihn in seiner Nikolaikirche statt. Die Gedächtnisrede hielt ihm über Joh. 11, 25 u. 26: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ sein Schwiegersohn, Pastor Griesse. Nach beendeter Feier in der Kirche ward unter dem Geläut sämtlicher Glocken von den Kirchtürmen der Reichshauptstadt sein Sarg hinausgefahren nach dem alten Nikolaikirchhof und hier an der Seite seiner im Tode ihm vorausgegangenen Gattin und seiner Kinder beigesetzt. Auf seinem Grabstein stehen die Worte Joh. 12, 26: „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein.“

Sein Leben war reich an Arbeit, Mühen und Kämpfen, aber auch reich an Segen, den Gott auf seine Arbeit gelegt hat. Wir haben das an uns erfahren und danken Gott für das, was in ihm und mit ihm als einem geistlichen Vater und Freund im schönsten Sinne des Wortes uns gegeben worden ist. Sein Andenken bleibt bei uns in Segen.

Dr. Oswald Schmidt, Sup. em. von Annaberg  
(Mitglied des Pred.-Koll. von 1862—1864)

### D. Ewald Friedrich Hoffmann

Als unser Brückner Ende September 1869 von Leipzig schied und nach Berlin übersiedelte, war ein Ersatz für ihn noch nicht gefunden. Das Ministerium hatte mit verschiedenen Theologen innerhalb und außerhalb Sachsens, auch praktischen Geistlichen, verhandelt und alle hatten abgelehnt. Es wollte eben etwas sagen, Nachfolger eines

Brückner zu werden. Nicht zuletzt aber uns Mitglieder des Predigerkollegiums zu St. Pauli beschäftigte die Frage nach dem „kommenden Mann“. Wir gingen an jenem Morgen vom Berliner Bahnhofs nach der Stadt zurück, wie Kinder, die dem Vater Lebewohl gesagt haben. Die Ungewißheit über die Zukunft des Kollegs war uns schon dadurch fühlbar geworden, daß fast gar keine Besuche um Aufnahme eingingen. Die Kandidaten, welche Neigung zum Eintritt hatten, wollten erst wissen, wer an die Spitze träte. Ein Mitglied nach dem andern ging ins geistliche Amt über oder wurde designiert, wir schienen ein kleines Häuflein bleiben zu sollen. Mußten wir nun annehmen, daß eine monatelange Vakanz einträte, so fragten wir immer wieder, wer wohl während derselben unser Leiter sein würde. Die praktischen Übungen, also der Unterricht über Liturgisches, Homiletisches und die allgemeinen kirchlichen Fragen, der dem Direktor oblag, waren ja von größtem Werte. Und auch abgesehen von diesem, der Direktor übte auf das Kollegium den entscheidendsten Einfluß aus, an ihn fühlten sich die Mitglieder zuoberst gewiesen, er war doch die Seele des Ganzen. Da war es uns nun eine Freude, als verlautete, derjenige unter unseren Lehrern, den wir uns gewünscht hatten, der dem Scheidenden besonders wahlverwandt war, wäre mit der interimistischen Leitung betraut worden, Geh. Kirchenrat D. Ewald Friedrich Hoffmann.

Geboren am 11. Juli 1808 in Stolpen als Sohn des dortigen Amtssteuereinnehmers Friedrich Gottlob Hoffmann, der dann Kreissteuereinnehmer in Freiberg wurde (jetzt würde er Kreissteuerrat heißen), hatte er sich in der Fürstenschule zu St. Afra eine uns nicht wenig imponierende klassische Bildung angeeignet und in Leipzig Theologie studiert. In Hamburg war er darauf bei seinem Oheim, dem Hauptpastor an St. Jakobi, Schmalz, der vorher Pfarrer an der Dreikönigskirche in Dresden gewesen war, Hauslehrer gewesen, dessen Tochter er später heimführte, und nach einander Diakonus an St. Jakobi, Pfarrer an St. Nikolai, zuletzt Dompfarrer und Superintendent in Freiberg geworden. Kurze Zeit nur hatte er das letztere Doppelamt verwaltet, als er 1853 zum geistlichen Mitgliede der Königlichen Kreisdirektion Leipzig berufen wurde mit dem Titel Kirchen- und Schulrat. Im Laufe der Jahre zeichnete ihn die theologische Fakultät durch die Verleihung des Doktorhutes aus und Königliche Huld durch die Ernennung zum Geheimen Kirchenrate. Die Kreisdirektionen waren zugleich Mittelinstanz zwischen den Kirchen- und Schulinspektionen und dem Kirchenregiment, dem Königlichen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts, also Konsistorialbehörde, und zählten zu ihren ordentlichen Mitgliedern deshalb einen Theologen, gewöhnlich einen gewesenen Superintendenten. Schon daraus geht hervor, wie vielbeschäftigt D. Hoffmann in Leipzig war. Er galt aber auch als einer der tüchtigsten und erfahrensten Kirchen- und

Schulmänner in Sachsen und genoß allenthalben das größte Ansehen. Dazu gehörte er der Königlichen Prüfungskommission für Theologen an, in der er Predigten und Katechesen abzunehmen und in der praktischen Theologie zu examinieren hatte. Auch die Prüfungen an den Seminaren Grimma und Borna hatte er abzuhalten. Eine bedeutende Mehrarbeit hatte er zu leisten, seit er nach D. Christian Gottlob Leberecht Großmanns Tode, wie man erzählte, von diesem selbst noch vorgeschlagen, 1857 zum Vorsitzenden des Zentralvorstandes der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung gewählt worden war. Nur eine so starke Arbeitskraft, nur ein so schneller Arbeiter, nur ein so kenntnisreicher Kopf konnte all diesen Aufgaben gerecht werden. Bedenken wir nur, daß der Gustav-Adolf-Verein, obwohl damals schon sehr umfangreich, noch nicht so gegliedert war wie heute, daß jeder einzelne Brief durch seine Hände ging und er die Registrate über Eingänge und Ausgänge führte! Aber der guten Sache gehörte seine ganze Begeisterung, den großen Vereinsversammlungen präsiidierte er mit meisterhafter Gewandtheit und Sicherheit, bis in alle Einzelheiten bewies er sich orientiert. Doch nicht nur dort war er der Mann des allgemeinen Vertrauens. In seinem eigentlichen Berufe war er hoch angesehen. In Kirchen- und Schulsachen sah man ihn in der Kreisdirektion als Autorität an. Sein Wort hatte fast unbedingte Geltung. War er doch im Kirchen- und Schulrecht zu Hause, wie es ein Jurist nicht besser sein konnte! Eignete ihm doch eine seltene Raschheit des Urteils! Und war er doch mit seinem Herzen bei der Sache! Im ganzen Bezirk wußte man, wie ihm das Wohl der Kirche und ihrer Geistlichen, der Schule und ihrer Lehrer, der Gemeinden anlag! Er war eine charaktervolle, in jeder Hinsicht achtunggebietende Persönlichkeit. Würdevoll ging er einher und dabei war nichts Gemachtes. Auf seinem Antlitz war unverkennbar Wohlwollen ausgeprägt. Die Unterhaltung wußte er, unerschöpflich in Mitteilung interessanter Erlebnisse und Vorkommnisse, mit seinem Humor zu würzen, der aber nie verletzte und nie das Maß des Erlaubten überschritt. Wenn er bei Einweihung von Kirchen oder Einführung von Ephoren mit seinem sonoren Organ, seiner gemessenen und dabei wuchtigen Rede auftrat, war Alles gefesselt. In seinem Christentum war er aus dem Rationalismus herausgewachsen und zu einer tieferen und verklärten Auffassung des Evangeliums hindurchgedrungen. An den recht heftigen konfessionellen Kämpfen jener Zeit fand er seiner mehr irenischen Natur nach keinen Gefallen. In der Beschäftigung mit der Gustav-Adolf-Vereinsache war sein Blick weit geworden. Aber Entschiedenheit, wo sie vonnöten war, ließ er nie vermissen. Der Kirche der Reformation, so drückte er sich gern aus, hing er mit ganzer Seele an. Die Landeskirche an seinem Teile zu bauen und ihre Ehre zu wahren, war ihm heilige Pflicht. Destruktive Elemente und Bestrebungen wehrte er mit mannhafter Entschiedenheit ab. Mitte der sechziger

Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte der Stadtrat zu Leipzig drei dasige tüchtige und verdiente Geistliche für andere Leipziger Ämter designiert, die liberalen Stadtverordneten führten darüber Beschwerde bei der Kreisdirektion, jene waren positiv gerichtet, aber keineswegs „verrannt“ und sollten durchaus Dunkelmänner sein. Eine markige, echt evangelische Verordnung, von D. Hoffmann verfaßt, wies sie ab, die alle Freunde der Kirche mit Wohlgefallen aufnahmen.

Bei der Errichtung des Predigerkollegiums zu St. Pauli am 10. November 1862 konnte die Unterweisung im Kirchenrecht keinem Geeigneteren übertragen werden. Auch das waren Stunden, in denen wir ganz Ohr waren, denn der mitunter trockene Stoff gewann bei seinem Vortrag Farbe und Leben. Alles wurde illustriert durch Vorführung von Fällen aus dem kirchlichen und Amtsleben. Da bekamen wir Einblick in die Quellen namentlich des sächsischen Kirchenrechts, in die wichtigsten Kirchengesetze seit der Reformation, in die Kirchenverfassung im Allgemeinen und die lutherische und sächsische insonderheit, in das Verhältnis der lutherischen Kirche zur Staatsgewalt, in den Behördenorganismus, in die Aufgaben der Kirchen- und Schulinspektion, der Mittelbehörden, der Oberbehörden, in das Kirchenstuhlrecht, die Ehegesetzgebung, in die Kirchenbuchführung, Aufschluß über die speziellen actus ministeriales, die Stellung des Geistlichen zur Kirchengemeinde nach der Kirchenvorstands- und Synodalordnung vom 30. März 1868, seine Stellung als Lokalschulinspektor und Vorsitzender des Schulvorstandes. Welche Fülle von Belehrung, die wir von ihm empfangen haben! Vielleicht wäre der Verfasser, wenn er länger im Kolleg geblieben wäre, auch über zweckmäßige Einrichtung und Führung eines Pfarrarchivs unterrichtet worden. Gewiß, vieles, was uns D. Hoffmann dargeboten hat, ist veraltet, manches veraltete sehr bald. Es war ja das alte Volksschulgesetz von 1835 noch in Kraft, es gab das jetzige evangelisch-lutherische Landeskonsistorium noch nicht, das evangelische Landeskonsistorium in Dresden war nur ein Appendix des Kultusministeriums mit gegen heute sehr beschränktem Wirkungskreise; es gab auch das Zivilstandsgesetz noch nicht. Anleitung zur Ausübung der Seelsorge hatte uns D. Hoffmann nicht zu geben, diese gab uns in vortrefflicher Weise der Pfarrer an St. Nikolai. D. Ahlfeld, der die Pastoraltheologie und die asketische Literatur mit uns zu treiben hatte, aber trotzdem haben wir, wo es sich nur nahelegte, wertvolle Winke von ihm für sie erhalten, so z. B. wenn er die Abhaltung der Verlobungen oder der Sühneversuche besprach. Er wußte uns besonders für die geschäftliche Seite geistlicher Amtsführung zu schulen, lehrte uns auch das scheinbar Geringfügige sorgsam zu erledigen, brachte uns das Gefühl für das decorum pastorale bei. Aus Allem klang uns das Augustinische „serva ordinem et ordo servabit te“ entgegen. Immer hatten wir den Eindruck: das ist ein Mann, der den Stoff beherrscht und keinen Geistlichen mag, der

die Bureaugeschäfte salopp besorgt, als käme es auf sie weniger an und hätte nicht die Gemeinde auch da Exaktheit von ihrem Geistlichen zu verlangen, von der Befriedigung ganz zu schweigen, die das Bewußtsein gewährt, seine Sache in Ordnung zu haben.

Wie schon erwähnt, brachte Michaelis 1869 unserem Predigerkollegium die erste eingreifende Veränderung. Für uns, die Mitglieder, begannen recht arbeitsreiche Monate. Wir waren bald zu einer kleinen Schar zusammengeschmolzen und hatten auch noch eine erkleckliche Zahl von Frühpredigten in der Universitätskirche wegen der Vakanz zu übernehmen. Bei DD. Rahnis, Luthardt und Ahlfeld waren ebenso viele Referate usw. zu erstatten, als wenn alle Stellen besetzt wären. Diese waren nach wie vor sehr umfangreich und pflegten sich auf mehrere Sitzungen zu erstrecken. Aber der Freudigkeit tat dies keinen Eintrag. Sahen wir ja, mit welcher Bereitwilligkeit D. Hoffmann auch die neue Bürde des Direktorates auf sich nahm! Einige von uns waren aus dem Montägigen Predigerkollegium gekommen, einem über 200 Jahre alten Kandidatenverein, der wohl Anfang der siebziger Jahre eingegangen ist. Diesen leitete D. Hoffmann. In diesem war er uns schon gar nahe getreten und wir hatten seine Fertigkeit im Rezensieren von Predigten und Kasualreden kennen gelernt. Mit frohen Erwartungen sahen wir ihn an unsere Spitze treten, um uns nun auch im Praktischen zu fördern. Kurz vor D. Brückners Weggange, veranstalteten die ehemaligen und die gegenwärtigen Mitglieder ihm zu Ehren eine Abschiedsfeier im „Lokal“ und ein Diner im Hotel de Prusse. Auch die übrigen Lehrer hatten wir zu letzterem eingeladen. Da brachte u. a. D. Hoffmann einen Toast aus, in dem er mit liebenswürdigem Humor erklärte, die Oberbehörde hätte ihn zum Verweiser des Direktorpostens bestimmt, er faßte das so auf, daß er sorgen sollte, daß das Kollegium wenigstens nicht „verwese“. Nun, es ist unter ihm nicht verwest, er hat es auf seiner Höhe erhalten, wenngleich er nur drei neue Mitglieder aufnehmen konnte. Er hielt die Rezensionen ganz in Brückners Art und Geist ab, berücksichtigte die Individualität jedes Einzelnen, wußte uns anzuspornen und sparte auch den Tadel nicht, doch stets im Ton der Milde. Er verstand es ebenfalls, uns zu zeigen, wie die Texte zu behandeln und auszuschöpfen wären und schlug, wo er an einer Disposition auszuweisen fand, andere selbst vor, die gewöhnlich weniger kunstvoll waren als die Brücknerschen, aber unseren Beifall fanden. Meist waren sie material, die formalen liebte auch er nicht. Wir hatten Brückner, wenn er unsere Leistungen beurteilte und darlegte, wie es hätte „gemacht“ werden müssen, rückhaltlos geglaubt. Das war ja seine nicht geringste Stärke. Wir erkannten ihn auch in diesem Stücke als unseren „Meister“ an. Anders als vom „Meister“ sprachen wir nicht von ihm. Auch D. Hoffmann haben wir in dieser Hinsicht geglaubt. Kaum einmal regte sich Widerspruch in den Besprechungen selbst oder wenn wir uns dann

im geselligen Beisammensein über seine Äußerungen unterhielten. Aber wir kamen ihm auch sonst innerlich immer näher. Der ehrwürdige Mann fühlte sich augenscheinlich im Verkehr mit der Jugend wohl, konnte mit uns fröhlich sein, ging auf unsere Anliegen ein, ließ einen jeden in seiner Eigentümlichkeit sich entwickeln, riet, wo er konnte und freute sich königlich mit, wenn wieder einer am Ziele angelangt war. Es war fürwahr ein schönes, förderndes Verhältnis, indem er zu uns stand. Wir alle gedenken mit Dankbarkeit auch daran, daß er uns in sein gastliches Haus einlud und mit uns Ausflüge unternahm, wie jenen nach Naumburg, Schulpforta und der Rudelsburg. Man vergaß beinahe, daß er der Vorgesetzte war, er stellte sich zu uns wie ein väterlicher Freund. Als solcher richtete er auch herrliche Worte an die Kandidaten, die er aufnahm oder entließ. Wehmütig waren wir daher gestimmt, als er am 13. Juni 1870 die fasces dem neuernannten ordentlichen Professor der praktischen Theologie und ersten Universitätsprediger, D. Gustav Baur, bisher Hauptpastor an St. Jakobi in Hamburg, übergab und in seiner Schlußansprache treuen Mahnungen und Wünschen für das Kollegium und die Einzelnen Ausdruck gab. Was er uns aber in den neun Monaten geworden war, das blieb er uns, auch nachdem wir später ins amtliche Leben getreten waren. Verschiedene Briefe bewahrt Verfasser dieses, die er von ihm erhalten hat, als teure Andenken, als Beweise seiner fort-dauernden herzlichen Anteilnahme.

Noch vier Jahre wirkte D. Hoffmann in Leipzig, auch als Lehrer des Kirchenrechts im Kollegium, getragen von der Hochachtung, ja den Sympathien weitester Kreise. Man konnte sich das kirchliche und öffentliche Leben der Stadt ohne ihn gar nicht denken. In ihr hat er sich überhaupt am glücklichsten gefühlt. Die starken Wurzeln seiner Kraft lagen aber in seinem äußerst trauten Familienleben. An seiner Gattin, Klara Hedwig geb. Schmalz, hatte er eine feingebildete und um ihn zärtlich besorgte Gefährtin. An seinen sämtlichen Kindern erlebte er nur Freude. Traf man ihn, umgeben von seinen drei Söhnen, mußte man sich sagen: ein beneidenswerter Vater. Der ehemalige Fürstenschüler hatte sie der nahegelegenen Fürstenschule am Muldenstrande zur Ausbildung übergeben. Der älteste, Alexander, war Jurist und ist 1899 als Direktor der 3. Abteilung im Finanzministerium gestorben. Die beiden jüngeren wurden Theologen, Paul ist jetzt Oberschulrat in Lübeck, und Johannes D. theol. et phil., Geheimer Kirchenrat, Pfarrer an St. Pauli und Stadtephorus in Chemnitz. Von den beiden Töchtern war Mathilde bis zum deutsch-französischen Kriege Lehrerin in Südfrankreich, sie lebt jetzt in Dresden, während Martha, nach des Vaters Tode vermählt mit dem jetzigen Oberhofprediger D. Dibelius in Dresden, schon vor Jahren verstorben ist. Seine Verdienste um das kirchliche Wesen und die Gustav-Adolf-Stiftung wurden anerkannt durch drei Dekorationen: das Ritterkreuz des Königl.

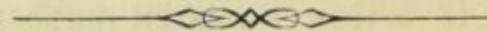
Sächs. Verdienstordens 1. Klasse, den Königl. Preuß. Kronenorden 3. Klasse, das Ritterkreuz des Großherzoglich Hessischen Ordens Philipp des Großmütigen.

Daß D. Hoffmann an den Beratungen der ersten evangelisch-lutherischen Landessynode im Jahre 1871 teilnehmen mußte, erschien uns selbstverständlich. Er hat, von den damaligen Ephorien Borna, Pegau und Rochlitz zum geistlichen Abgeordneten gewählt, auch in ihr seine reichen Erfahrungen zur Geltung bringen können und bekleidete das Amt des Vizepräsidenten, dies auch in der außerordentlichen Synode von 1874. In diesem, wie schon im vorhergehenden Jahre, wurde er leider von Lungenentzündung heimgesucht. Von der zweiten kaum wieder hergestellt, mußte er noch einmal Amt und Wohnsitz wechseln. Am 15. Oktober 1874 wurde auch die Kreisdirektion Leipzig in eine Kreishauptmannschaft als reine Verwaltungsbehörde umgewandelt und hörte auf, Konsistorialbehörde zu sein, weil mit diesem Tage das evangelisch-lutherische Landeskonsistorium in Dresden ins Leben trat. In dieses trat er als ordentliches Mitglied mit dem Titel und Rang eines Oberkonsistorialrates über. Aber so eifrig er auch dort das Werk ergriff, seine Gesundheit war untergraben. Einer dritten Lungenentzündung im nächsten Jahre vermochte sie nicht standzuhalten. Mit tiefer Bewegung vernahmen auch die früheren Schüler vom Predigerkollegium die Trauerkunde, daß er am 25. August 1875 heimgegangen war, seines Alters 67 Jahre 1 Monat 14 Tage.

37 Jahre sind seitdem verflossen, aber sein Bild steht uns allen noch lebensfrisch vor dem Auge. Habe Dank, du edler Mann, du verdienter Lehrer, du väterlicher Freund! Ruhe in Frieden und das ewige Licht leuchte dir!

Oberkirchenrat Paulus Fischer in Blasewitz,  
Sup. em. von Chemnitz II.

(Mitglied des Pred.-Koll. von Ostern 1869 bis Ostern 1871)



Druck von A. Pabst in Königsbrück.



10.5.03.121

4.12.74

15 Feb. 1977

23. Juni. 1977

Biog. a. D 1551, 47 g



